

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 134

Posen, den 14. Juni 1929

3. Jahrg

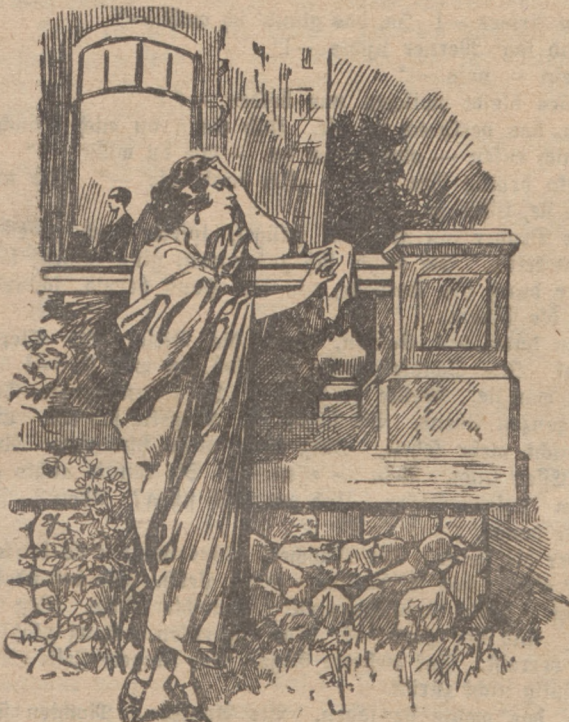
Der Mann seiner Frau.

Die Geschichte einer jungen Ehe.

Von Otto Kraß.

31. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)



Sie schlich sich vorbei, schlich ums Haus herum, öffnete leise die Eingangstür, daß der Bruder sie nicht hörte, huschte durch die kleine Halle, die Treppe hinauf, in Sibylles Ankleidezimmer.

Da war sie, stand vor dem großen, geöffneten Kleider-Schrank, kramte und summtte vor sich.

„Ach, Eri — du —? Willst du mir ein bißchen Gesellschaft leisten —? Das ist hübsch von dir. Ich bin nämlich schon beim Ausziehen — was ich mitnehmen soll — weil wir doch übermorgen fahren wollen — Aber du weißt ja, wer die Wahl hat, hat die Qual —“

Die andere saß auf dem großen Koffer mitten im Zimmer — ganz still — ohne zu antworten.

„Ja, übermorgen — noch zwei Tage — nein, einen Tag — dann geht's los — du glaubst gar nicht, wie ich mich freue —“

Wieder kein Wort der Entgegnung.

Da drehte sich die Sängerin um, trat vom Schrank zurück, sah ihre Schwägerin an. „Aber Eri — was ist denn —? Wie siehst du aus —? Ganz blaß — und rote Augen — du hast geweint —“

Die andere saß da, den Kopf gebeugt, die krampfhaften Hände zwischen den Knien, die Blicke am Boden. Und wieder dies wehe Gefühl, wieder die stillen Tränen. —

Sibylle glitt neben sie, legte den Arm um sie, zog sie zu sich heran. „Stilles — so sprich doch —! Was hast du —? Was ist denn geschehen —?“

„Mein Mann —“ Aber ihre Stimme stockte, erstikte im Weinen —

„Was ist denn mit deinem Mann —?“

„Er ist fort —“

„Fort — fort — was heißt das —?“

„Er ist — er ist — von mir gegangen —“

„Nein —.“ Sibylle erschrak, fuhr in die Höhe.

Die junge Frau nickte nur.

„Er hat dich — dich verlassen —?“

„Ja —.“

„Aber — aber — warum — was habt ihr denn gehabt —?“

Erika erwiderte nichts. Griff in die Tasche. Neigte ihr den Brief.

Die andere nahm ihn. „Von Steffen —?“

„Ja —.“

Sibylle blieb sitzen, entfaltete den Bogen, überflog die Zeilen. Das Papier knisterte leicht in ihren schmalen, feinen Händen.

Als sie zu Ende war, legte sie den Brief zusammen, tat ihn in den Umschlag, gab ihn der Schwägerin zurück.

„Ich hab' es geahnt“, sagte sie leise.

Erika wandte ihr das Gesicht zu, fragte verwundert: „Du hast es geahnt —?“

„Ja, ich habe es kommen sehen. Ich hab' auch mit Werner gesprochen — aber er wollte es nicht glauben —“

„Mein Gott, warum hast du denn nicht —?“

Die Sängerin fiel ihr ins Wort: „Mit dir gesprochen —?“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich hatte wohl daran gedacht — manches Mal — o ja. Aber du hättest mir ebensowenig geglaubt wie Werner. Es wäre zwecklos gewesen. Oder du hättest es mir falsch auslegen, hättest denken können, ich wollte zwischen euch treten — deinen Mann in seinen Anschauungen bestärken — ihn gegen dich aufbringen. — Nein, Eri. In diese Dinge soll man sich nicht mischen — nicht eher, bis man gefragt wird — bis man gerufen wird. — Und das hast du nicht getan —!“

„Ach, hätt' ich's doch getan! Aber ich war ja blind — wie mit Blindheit geschlagen —!“

„Ja, das warst du, Erika, wenn ich das sagen darf —“

„Du darfst mir alles sagen —“

„Soweit ich sehen kann — nach meiner Meinung mußte es so kommen — und eigentlich hast du's dir selbst zuzuschreiben —“

„Du gibst mir auch Schuld —?“

„Nicht dir allein. Aber zum großen Teil. Sieh mal — wenn du ehrlich sein willst — bist du deinem Mann wirklich die Frau gewesen, wie er es erwarten, verlangen kann —? Hast du dich — und von Anfang an — auch nur im mindesten um das gekümmert, was ihn anging —? Um seine Tätigkeit —? Sein Schaffen und Wirken —? Denke doch, wie ihr noch in der Stadt wart —! Du hast es mir ja selbst erzählt — anstatt um ihn zu sein — ihm zur Hand zu gehen — ihm hier und da zu helfen — hast du dich ferngehalten — ängstlich — abichtlich — wenn er Sprechstunde hatte, bist du hinten geblieben im Schlafzimmer, im Bett —“

„Ich konnte nicht — ich kann keinen Schrei hören, keinen Schmerz sehen, kein Blut —“

„Das mag keiner, liebe Erika. Kein Mensch. Das ist für niemand ein Vergnügen — glaub' mir! Und das ist's ja auch nicht allein. — Hast du sonst irgendeinen Anteil genommen an dem, was deinen Mann beschäftigte —? Was er dachte und arbeitete? Er hat sich doch auch anderweitig betätigt, hat am Schreibtisch geessen und geschrieben — hast du eine Zeile davon gelesen —?“

Erika zögerte. „Nein —“

„Und sein letztes Buch — hast du das gelesen —?“

Wieder die ändernde Antwort: „Nein —“

„Siehst du, Erika, und ich hab' es sogar gelesen — und freie mich, daß ich es gelesen habe. Denn es ist ein gutes, ein schönes Buch. Und der es schrieb, muß ein prächtiger, edler Mensch ein. Ein anderer Mann kann es gar nicht machen. Weiter braucht man nichts von ihm zu wissen, um ihn zu kennen. Und das wüßtest du auch, wenn du einen Blick hineingeworfen hättest.“

Die andere hatte kein Wort der Erinnerung, schwieg still, mußte schweigen, weil sie sich schämte.

Sibylle begann wieder: „Ich muß ja sagen — ich hab' mich gewundert — oft genug gewundert — über seine Geduld — daß er es so lange mitangesehen — so lange ausgehalten hat — ich hätte es nicht gekonnt — ich nicht.“

„Du bist ganz auf seiner Seite.“

Die Sängerin hob die Schultern. „Ich kann mir nicht helfen, liebe Schwägerin — mit dem besten Willen nicht — das ist meine Meinung — was hat es für einen Sinn, wenn ich damit hinterm Berge halte — wenn ich nicht ganz offen spreche —? Bist du mir böse deshalb?“

Erika schüttelte langsam den Kopf. „O nein — o nein — ich bin dir nicht böse.“

„Nun also — Und was willst du jetzt tun —?“

„Wenn ich das wüßte!“ Sie bewegte die Arme, ließ sie wieder fallen. „Ich weiß es nicht — ich weiß nichts — deshalb bin ich ja gekommen — deshalb bin ich ja hier — du sollst mir raten!“

„Da ist schwer zu raten —! — Du mußt tun, was dir dein Herz befiehlt!“

„Mein Herz!“ Sie hob das blasse, tränenfeuchte Gesicht. „In mir ist alles weh und wund — alles wie zerschlagen — ich finde mich nicht mehr zurecht.“

Sibylle faßte ihre Hand, nahm sie in die ihre, streichelte sie. „Du mußt dir klar werden — mit dir ins reine kommen — er hat dir ja alles überlassen, alles dir anheimgestellt — und es gibt doch nur zwei Möglichkeiten, zwei Wege.“

„Welche Wege —?“

„Wenn's nicht gehen will — wenn ihr nicht einig werden könnt — nicht zustimmst — so müßt ihr einen kurzen Entschluß fassen — müßt euch trennen — jeder für sich bleiben.“

Erika schnellte auf, sprang auf die Füße — „Was sagst du —?“ Und nach einer Weile. „Sibylle, wie bist du hart! Wie kannst du das so ruhig aussprechen —!“



Die Sängerin hielt ihre Hand fest, zog sie wieder neben sich. „Nun so besser, wenn du es nicht hören magst —! Und der andere Weg führt euch zueinander, wieder zusammen — führt dich wieder zu ihm.“

„Er wird nicht wiederkommen —!“

„Nein, das glaub' ich auch nicht.“

„Nun also —! Soll ich vielleicht zu ihm gehen —?“

„Und wenn du es tätest — auch das würde wohl nichts nützen.“

„Siehst du, du sagst es selbst.“

Sibylle schwieg, sann hin und her, zuckte die Achseln. „Du hast deinen Mann verloren, Erika — wenn du ihn wieder haben willst, mußt du ihn dir zurückerobern —!“

„Zurückerobern —! Aber wie soll ich das —?“ Und voll Weh, voll Verzweiflung im Ton: „Ich weiß es nicht.“

„Ja, Liebes, ich auch nicht — das kann ich dir im Augenblick auch nicht sagen —. Überleg' es dir — geh' mit dir zu Räte — und wenn du mit dir eins bist, wenn du es wirklich ernst meinst und willst — dann mußt du es ihm zeigen, ihm beweisen — nicht durch Worte, sondern durch die Tat — hörst du? — durch die Tat —!“

Die junge Frau erhob sich langsam, mühsam, fuhr mit der Hand über die Augen. „Ja, ich wil' es versuchen — ich muß es mir überlegen.“

„Aber so bleib' doch —! Warum willst du fort —? Bleib' doch bei uns heute abend.“

„Ach nein, laß nur — ich kann nicht — ich muß allein sein.“

„Du Armes —! Ja, das glaub' ich wohl.“

„Und sag' Werner nichts —!“

„Nein — nein.“

„Alles bleibt zwischen uns beiden.“

„Ja, das versprech' ich dir. Und wenn du mich brauchst, laß mich rufen — oder komm du — wie du willst.“

Erika drückte ihre Hand. „Ich danke dir.“ Und umarmte sie, küßte sie . . .

Ihr Bruder saß noch am Flügel, spielte noch, wie sie hinuntereilte. Sie nahm sich zusammen, ging schnell, leise wieder durch die Vorhalle, um das Haus herum, schlüpfte durch die Pforte.

Nun durch den Garten, durch die Diele. Die Treppe hinauf. Ins Schlafzimmer. Gottlob, da war sie —!

Da war sie. Wollte sie bleiben. Ja. Den ganzen Tag. Den ganzen Abend. Sie schloß ab. Kletterte sich ein. Bleib' sich nicht mehr sehen. Ging nicht mehr hinunter. Auch zum Essen nicht. Nein — essen —! Sie konnte nichts genießen. Keinen Bissen. Und am Tisch sitzen? Allein? Ihr graute davor.

Aber die Leute. Die Mädchen. Was mußten sie denken! Ganz gleich, was sie dachten. Ganz gleich. Sie befand sich schlecht. Hatte Kopfschmerzen. Brauchte Ruhe. Lag im Bett. Und der Herr —? War abgerufen. Ganz plötzlich. War verreist. Auf mehrere Tage. Auf längere Zeit. Kam vorläufig nicht zurück.

Ja, das wollte sie sagen. Als Ausrede. Mochten sie's glauben oder nicht. Was lag daran —? Nichts.

Sie setzte sich ans Fenster, stützte den Kopf auf, saß hinaus — mit totem Blick —.

Was Sibylle ihr nicht alles gesagt hatte —! Was ihr ganz neu war. Was sie nie gehört hatte. Daß sie wie benommen war, kein Wort der Entgegnung hatte, nichts erwidern konnte. Daß sie sich erst besinnen mußte, sich alles durch den Kopf gehen lassen . . .

Sie hatte es geahnt, hatte es kommen sehen, die Schwägerin, die Fernerstehende. Und sie nicht. Die eigene Frau nicht. Sie hatte es nicht geglaubt — nicht im Traum — hatte es nicht für möglich gehalten.

Und sie sollte die Schuld tragen? Oder doch die Hauptschuld? Sie hatte nur sich gesehen, immer sich in den Vordergrund gestellt, nur ihre Wünsche im Auge gehabt —? Und nie an ihren Mann gedacht, nie Anteil genommen an dem, was ihn beschäftigte, sich nie um ihn gekümmert, um seine Arbeiten, seine Tätigkeit, sein Wohl und Wehe —? War nie mit ihm gegangen, sondern neben ihm —? War keine Frau gewesen, die das Leben ihres Mannes getreulich teilt, keine Frau, keine Freundin, keine Gefährtin —?

War es so —? Hatte Sibylle recht —? Recht mit ihren Worten, ihren Vorwürfen, ihren Anklagen —?

Sie entfaß sich . . . In der ersten Zeit hatte sie es versucht, hatte sich bemüht, ihrem Mann eine Helferin, eine Kameradin zu sein — war mit ihm aufgestanden, hatte seine Sprechstunde abgewartet, war mit ihm gefahren — hatte gefragt, sich nach allem erkundigt, sich unterrichten lassen —.

(Fortsetzung folgt.)

Schwester Marianne.

Novelle von Thea Malten.

Schwester Marianne begegnete der Nachtwache, deren Dienst zu Ende war. Durch die geöffneten Fenster des langen Korridors strömte die kalte Luft eines trüben Herbstmorgens und vermischte sich mit den medizinischen Gerüchen, die jedes Krankenhaus beherrschen. Von fernher drang das Geräusch der großen Stadt wie ein dumpfes, geheimnisvolles Brausen. Am anderen Ende des Korridors kniete ein Mädchen am Boden und rieb das blanke Linoleum mit einem feuchten Lappen ab.

„Wie war die Nacht?“ fragte Schwester Marianne. „Gibt es etwas Besonderes?“

Die Nachtwache, blaß und mit übermüdeten Augen, schüttelte den Kopf. „Nein, nichts weiter. Aber ich glaube, mit Nummer 21 geht's zu Ende.“

Sie sprachen mit gedämpfter Stimme. Ueber Schwester Mariannes rosiges Gesicht flog ein Schatten. Sie blickte auf die weißbladierte Tür, vor der sie standen. Es war Nummer 21.

„Solch ein berühmter Mann!“ fuhr die Nachtwache fort. „Gestern ganz spät sind noch Blumen für ihn gekommen. Man weiß nicht mehr wohin mit all den Blumen. Es muß schwer sein für solchen Mann, zu sterben!“

„Wir stehen alle in Gottes Hand!“ sagte Schwester Marianne mit ihrer stillen, sanften Stimme.

„Ja — ich lege mich jetzt hin!“ sagte die Nachtwache und gähnte. „Sieh recht bald nach Nummer 18. Sie ist sehr unruhig. 21 hat ja Privatwache, aber sie wird auch gleich gehen. Also, guten Morgen!“

„Schlaf gut!“ — Schwester Marianne nickte ihr freundlich zu. Die Treppe heraus kamen die Küchenschwestern mit den Frühstückstabletten, auf denen das Geschirr leise klapperte. Sie gingen alle so geräuschlos mit leicht geneigten Köpfen. Auf ihren Gesichtern unter den weißen Latonissenhauben lag ein Ausdruck freundlicher Ruhe.

Als Schwester Marianne kurze Zeit darauf in Zimmer Nummer 21 trat, lag der Patient in unruhigem Halbschlummer. Sein schönes, junges Gesicht war von bedrückender Blässe, und unter den Augen lagerten tiefe Schatten. Er hatte so oft im Film sterben müssen und sich ein weißes Gesicht und Schatten unter die Augen geschminkt, aber die Natur übertraf solche Künste und malte ihre Zeichen mit Meisterhand. Die Privatwache war schon fort. Schwester Marianne warf einen Blick auf die Fiebertafel, die über dem Bett hing und schüttelte das Thermometer. Der Kranke regte sich und schlug die Augen auf. Er war zu schwach und zu matt, um zu sprechen, aber er lächelte, als er Schwester Marianne bemerkte. Sie beugte sich über ihn und lächelte ihm tröstend zu. Mit sanfter Hand strich sie über seine feuchte, kalte Stirn. „Es geht ein bißchen besser, nicht wahr?“ sagte sie weich und leise. „Sie haben ganz klare Augen heute morgen. Nun wollen wir einmal sehen, was das Fieber macht, und bald kommt der Herr Professor. Dann werden wir hören, ob er zufrieden mit uns ist!“

„Es geht mir nicht besser“, flüsterte der Kranke. „Aber es tut mir gut, Sie zu sehen, Schwester. Sie sind so frisch wie ein junger Morgen.“ Sie hielt seine Hand fest, die wie suchend über die Decke geglichen war. „Sie müssen Vertrauen haben“, sagte sie herzlich, „und den festen Willen, gesund zu werden. Denken Sie an die vielen Menschen, die auf Sie warten — da draußen im Leben — und Sie brauchen! Alle denken Ihrer und sorgen sich um Sie!“ — Er verzog die Mundwinkel. „Mich braucht keiner, Schwester! Und alle werden mich vergessen haben, noch ehe die Sonne dreimal über meinem Grabe aufgegangen ist. Aber es kommt gar nicht darauf an! Es kommt auf etwas anderes an — auf irgend etwas anderes —, aber ich hab' es vergessen — und mein Kopf ist zu müde —, ich kann jetzt nicht darüber nachdenken.“ — „Das sollen Sie auch nicht!“ sagte Schwester Marianne. „Sie sollen nichts anderes denken, als gesund und stark zu werden. Dann wird Ihnen eines Tages ganz von selbst klar werden, worauf es ankommt im Leben!“

Tagelang kämpfte der junge Filmschauspieler mit dem Tode, und endlich errangen Jugend und Lebenswillen den Sieg. Mancher bange Stunde, in der die Waage des Lebens

tief hernieder sank, saß Schwester Marianne an seinem Bett und hielt seine fieberheißen Hände. Keiner der unzähligen Besucher durfte vorgelassen werden. Täglich wurden Wagenladungen voll Blumen, Stöße von Briefen für Wolf Harprecht abgegeben. „Werfen Sie den ganzen Kram in den Papierkorb!“ bat er Schwester Marianne. — „Solch' große Papierkörbe haben wir nicht!“ lachte sie. „Damit kann man die Zentralheizung füttern!“

Er beobachtete sie ständig — wenn sie kam —, wenn sie im Zimmer hantierte — wenn sie ging. „Schwester Marianne, warum sind Sie Krankenpflegerin geworden?“ fragte er sie einmal. Sie schien ein wenig erstaunt. „Ich hab' es mir immer gewünscht!“ antwortete sie ohne Zögern. „Schon als Kind liebte ich alle kranken Menschen und wollte ihnen gern helfen. Es war wohl meine Bestimmung!“

Wenn sie morgens in sein Zimmer kam, den Rosenschimmer der Jugend und Gesundheit auf den Wangen, und ihn mit ihrem strahlenden Lächeln begrüßte, glaubte er, nie etwas Schöneres gesehen zu haben. Er bemerkte, daß selbst der barsche Professor sanfter zu werden schien, wenn er mit ihr sprach. Jeder liebte sie, jeder mußte sie lieben — es war gar nicht anders möglich.

Am Sonntag trug sie ein feierliches schwarzes Kleid, in dem sie rührend, lieblich wie ein Madonnenbild aussah. Des Nachmittags sangen die Schwestern vor den Türen der Kranken Quartett. Die Sopranstimme klang rein und klar wie ein Harfenton. „Oh, wie schön ist deine Welt — Vater, wenn sie golden strahlet!“ sangen die Schwestern. Wolf Harprecht lag in seinen Kissen, noch immer sehr krank und schwach, und er fühlte, wie ihm langsam die Tränen aus den Augen liefen.

Er würde leben — er durfte noch leben —, die Schatten des Todes, die auf ihn zu sinken drohten, waren vertrieben. Oh, wie schön ist die Welt! Wie süß ist es, zu leben! Bald würde er gesund sein. Er würde den Frühling kommen sehen, und im Grünen und Blühen der Natur, den blauen Himmel über sich, die Herrlichkeit des Lebens in vollen Zügen schlürfen. Er wollte die Welt sehen, wo sie am schönsten ist — weite Reisen machen — oder nur auf einer grünen Wiese liegen und träumen. Wie lächerlich, sich um die Eitelkeit der Welt zu kümmern! Jetzt wußte er, worauf es ankam. Möchten andere sich um den zweifelhaften Lorbeer der Filmberühmtheit balgen — er machte nicht mehr mit. Er hatte etwas Besseres zu tun. Oh, wie schön ist deine Welt!“

„Wer hat die Sopranstimme gesungen?“ fragte er, als Schwester Marianne später zu ihm kam. — „Ich!“ antwortete sie. — „Natürlich,“ sagte er, „es hätte auch keine andere sein können!“ — „Das Lied singen wir nur denen vor, die wieder gesund werden!“ sagte Schwester Marianne froh. — „Ich werde gesund werden,“ wiederholte er sinnend ihre Worte, „und dann — ja dann werde ich eines Tages aus diesem Zimmer gehen. Ich hatte das kaum gehofft, und nun — Schwester Marianne —!“

Sie stand neben seinem Bett. Ihre Augen waren in die seinen gesenkt. „Und nun?“ fragte sie leise. Er griff nach ihrer Hand. „Schwester Marianne!“ sagte er, und in seiner Stimme zitterte ein weicher, verhaltener Ton. „Ich kann es mir gar nicht vorstellen, daß ein Tag kommen wird, an dem ich Sie nicht mehr sehen soll.“

Er fühlte das Beben ihrer Hand in der seinen, sah die zarte Röte, die bis in ihre weiße Stirn stieg. Regungslos stand sie vor ihm, und ihre gesenkten Augen, ihr glühendes Gesicht verrieten ihm, was ihr Mund verschwie. Da läutete draußen auf dem Gang eine schrille Klingel, und Schwester Clara steckte ihr rundes, gutmütiges Gesicht zur Tür herein mit dem eiligen Auf: „Der Professor kommt!“ Schwester Marianne zuckte zusammen. Aber nicht umsonst war sie lange Jahre hindurch in die Schule der Selbstbeherrschung gegangen. Ein Schatten senkte sich über ihr Gesicht — nur einen kurzen Augenblick — dann war es wie immer.

„Ich muß nun gehen!“ sagte sie. „Die Pflicht ruft mich!“ Vielleicht, daß sie unbewußt das Wort „Pflicht“ etwas stärker betonte.

Seitdem es ihm besser ging, wurden einzelne Besucher vorgelassen. Eines Tages kam ein Filmdirektor, einer von den ganz großen, berühmten, um dessen Gunst sich alles rief.

Er begrüßte Wolf Harprecht mit Herzlichkeit und zeigte auf richtige Freude über seine Besserung. Als er seinen Mantel auszog, um ihn achlos Schwester Marianne zu reichen, streifte sein Blick zufällig ihr Gesicht. Er stugte und sah sie einen Augenblick scharf an. „Sind Sie Diakonissin?“ fragte er sie unvermittelt. — „Ja!“ antwortete sie kurz und etwas weniger freundlich, als es sonst ihre Art war. Sein zudringlicher Blick, der sie schnell vom Kopf bis zu den Füßen gemustert hatte, war ihr selbst peinlich und trieb ihr das Blut in die Wangen. — „Was für ein Unsinn!“ sagte der Filmdirektor etwas herausfordernd. „Warum überlassen Sie das Geschäft nicht anderen? Sie sind viel zu schade dazu, tranken Leuten das Fieber zu messen und Breichen zu kochen!“

Plötzlich sah sie ihm in die Augen. „Jeder muß wissen, wo sein Platz ist!“ erwiderte sie mit einer ganz hellen, klingenden Stimme. „Die Hauptsache im Leben ist, daß man sich selbst nicht untreu wird!“

Damit ging sie hinaus.

„Dummchen!“ brummte der Direktor. „Aus der würde ich einen Filmstar ersten Ranges machen!“

„Sie ist zu schade dazu!“ sagte Wolf Harprecht nachdenklich. „Hörten Sie nicht, was sie vorhin sagte? Sie ist wirklich eine jener Frauen, die sich nicht selbst untreu werden können, ohne daran zu zerbrechen.“

Aber ihm selbst machte der Filmgewaltige glänzende Vorschläge, die sein Herz höher schlagen ließen. Ruhm und Reichtum traten an sein Lager in lockendster Gestalt. Die Blumenwiese, auf der er liegen wollte und in den Himmel träumen, verschwand. Er sah sich — umjubelt von einer Welt, sah schöne Frauen zu seinen Füßen, sah alles, was das Leben herrlich und genießenswert macht, zu seiner Verfügung.

An diesem Abend war er launisch und ungeduldig gegen Schwester Marianne, und sie konnte ihm nichts recht machen. „Wäre ich nur erst fort! Wäre ich nur schon gesund!“ murrte er und warf sich in den Kissen umher. Plötzlich richtete er sich auf. „Kommen Sie mit, Schwester Marianne!“ rief er heftig. „Draußen ist das Leben — bunt — reich — herrlich! Hier drinnen sind Krankheit und Tod! Sie sind jung und schön. — Sie können reich und berühmt und glücklich werden!“

Schwester Marianne wurde totenbleich. Sie schüttelte den Kopf.

In dieser Nacht erbot sich Schwester Marianne, die Nachtwache für eine erkrankte Diakonissin zu übernehmen. „Ich bin nicht müde!“ versicherte sie, als die Oberschwester Bedenken erhob wegen des schweren Tagesdienstes, den Schwester Marianne hinter sich hatte. Nachdem es ruhig geworden im Krankenhaus, saß sie in dem kleinen Zimmer, das zum Aufenthalt der Nachtwache diente. Die Lampe brannte; eine Uhr tickte irgendwo. Draußen sang der Nachtwind sein dunkles Lied. Schwester Marianne strickte Strümpfe für die Kinderabteilung. Sie strickte gleichmäßig und ruhig. Man konnte es an den Nadeln sehen, die nicht zitterten. Vor ihr lag ein Buch in schwarzem Einband und mit einem goldenen Kreuz auf dem Deckel. Plötzlich ließ Schwester Marianne das Strickzeug in den Schoß sinken. Sie legte die Arme auf den Tisch und verbarg ihr Gesicht darin — ihr Gesicht, das von Tränen überströmt war.

Am nächsten Morgen erschien Schwester Klara mit dem Frühstück in Nummer 21. „Wo ist Schwester Marianne?“ fragte Wolf Harprecht enttäuscht. — „Sie hat Nachtwache gehabt und schläft jetzt!“ antwortete Schwester Klara freundlich. Des Nachmittags kam Schwester Marianne in sein Zimmer mit demselben schönen, heiteren Lächeln, das er so sehr an ihr liebte. Ein wenig blaß schien sie ihm, aber sie hatte ja auch die Nacht über gewacht. Er streckte ihr beide Hände entgegen. „Gott sei Dank, daß Sie wieder da sind!“ rief er froh. „Denken Sie, Schwester Marianne, morgen darf ich aufstehen, und in acht Tagen kann ich fort!“ — „Das ist ja wundervoll!“ sagte sie herzlich. „Sehen Sie, nun ist bald alles gut! Auch ich habe heute eine Freude gehabt. Ich darf in die Kinderabteilung. Schwester Oberin hat mich dazu erwählt, und ich bin gekommen, um Ihnen Lebewohl zu sagen!“ — „Was heißt das?“ fragte er betroffen. „Sie wollen mich jetzt verlassen? Aber das geht doch nicht! Ich brauche Sie noch!“ — „Schwester Klara wird für Sie ebenso gut sorgen wie ich — gewiß noch besser. Ich muß meinen Dienst in der Kinderabteilung bereits heute antreten. Leben Sie wohl, Herr Harprecht! Alles Gute für Ihre Zukunft!“ — „Schwester Mariannel!“ rief er und hielt ihre Hand fest. Aber sanft entzog sie sich ihm und wandte sich zum Gehen. An der Tür blickte sie sich noch einmal um und sah ihn an. Es dauerte lange, ehe er diesen Blick vergaß. Dann schloß sich die Tür hinter ihr, und sie war fort. — — —

„Heute fährt der Filmschauspieler ab. Oh, was für ein herrliches Auto er hat!“ sagte Schwester Johanna aus der Kinderabteilung und preßte ihre Nase gegen die Fenster-scheibe. „Da — die beiden Damen wollen ihn holen! Sie sind sehr elegant gekleidet. Und Blumen sind gekommen — das ganze Haus duftet danach. Nun kommt noch ein Auto mit lauter Herren. Er muß doch ein großer Künstler sein, daß so viel Aufsehens um ihn gemacht wird!“

Es war schwer zu sagen, ob Schwester Marianne auf das Blaudern ihrer Mitarbeiterin achtete. Sie hockte neben dem Stühlchen eines blassen, rachitischen Kindes und versuchte mit unermüdlicher Geduld, ihm seinen Brei einzuführen. Aus einem Bettchen bestellte eine dünne Stimme: „Tante Marianne, sing' mir was vor!“

„Sing' uns was vor, Tante Marianne“, klang es von allen Seiten.

„Wir wollen alle singen. Singt nur mit“, sagte Schwester Marianne, und mit ihrer klaren Stimme hub sie an:

„Ein Männlein stand im Walde
Ganz still und stumm!“ —

„Jetzt kommt er“, sagte Schwester Johanna, die noch immer ihre Nase an der Fenster-scheibe platt quetschte. „Er hat den Arm voller Blumen. Wie froh wird er sein, daß er wieder gesund ist und zurück kann ins Leben!“

Die Kinder sangen mit, so gut sie konnten.

„Sag', wer mag das Männlein sein,

Das da steht im Wald allein“,

klang es aus der Kinderabteilung des Krankenhauses . . .



Aus aller Welt.



Ehrung der Romanschriftstellerin Enrica Handel-Mazzetti. Der österreichische Staat hat der in Linz wohnenden Romanschriftstellerin Enrica Handel-Mazzetti das goldene Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Oesterreich verliehen.

Die diesjährigen Heidelberg Festschele finden wieder im Juli unter Leitung Gustav Hartungs statt. Der traditionelle „Sommerstraum“ bleibt; dazu kommen dieses Jahr zum ersten Male Hauptmanns „Florian Geyer“ mit Eugen Klopfer in der Titelrolle und Shakespeares „Troilus und Cressida“.

Der höchste Wolkenträger der Welt. Zwei große Aktien-gesellschaften in Chicago, die Illinois Central Railroad und die Crane Manufacturing Company, planen die Errichtung eines gemeinsamen Bureaugebäudes, das 75 Stockwerke hoch werden soll. Der neue Wolkenträger wird den Namen „Crane Tower“ erhalten und mit seinen 1022 Fuß (rund 300 Meter) das höchste Gebäude der Welt werden. Für die Finanzierung des Baues geben die beteiligten Gesellschaften Obligationen im Nennwert von 26 Millionen Dollar aus.

Eine Neunzigjährige als Autolenkerin. In der englischen Stadt Bournemouth hat sich eine 90jährige Frau, Mistle Julia Hames, einen Autoführerschein ausstellen lassen. Wird das nicht vielleicht für sie, wie für andere Menschen lebensgefährlich werden?

Delgruben im Ural. Im Distrikt Tschufowa im Uralgebiet, wo man nach Kalifischen bohrt, stieß man in einer Tiefe von 300 Metern unerwartet auf ölhaltige Lager. Man hat deshalb damit begonnen, das ganze Gebiet auf Öl zu untersuchen. Russische Geologen behaupten, daß man schon immer im ganzen Wolgagebiet, vom Kaspischen Meer bis zum Ural, Öl vermutet hat.

Ein Walfisch in der Adria. Vor einigen Tagen bemerkten Fischer von der italienischen Insel Vissa an einer Felswand des Meeresufers ein riesiges Lebewesen. Es war etwa 30 Meter lang und spie Wasserjulen bis zu 20 Meter hoch in die Luft. Sachverständige erklärten, daß es sich um einen Wal handle, der sich in die Adria verirrt hatte.



Fröhliche Ecke.



Nichtig. Bob kommt fürchterlich beschmutzt nach Hause. „Na, du siehst ja gut aus!“ empfängt ihn seine Mutter.

„Ja, ich bin in den Kot gefallen.“

„Und die neue Hose hast du auch angehabt?“

„Ich hatte keine Zeit mehr, sie auszuziehen!“

Der Hund. „Ich möchte gern ein Hund sein.“ — „Warum denn?“ — „Dann würde ein anderer für mich Steuer bezahlen.“

Gut ausgedrückt. „Liebster, vor der Ehe brachtest du mir jeden Tag Geschenke und jetzt nichts mehr!“

„Hast du schon gesehen, daß der Fischer noch den Fisch füttert, den er schon gefangen hat?“